

Wunschbild und Wirklichkeit in der Schweizer Sprachpolitik : das Sonntagsgeschirr muss immer auf den Tisch

Autor(en): **D'Anna-Huber, Christine**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizer Revue : die Zeitschrift für Auslandschweizer**

Band (Jahr): **26 (1999)**

Heft 3

PDF erstellt am: **13.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-909802>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Das Sonntagsgeschirr muss im

Sind wir Schweizerinnen und Schweizer wirklich so sprachbegabt, wie es die Legende will? Und lernen wir unsere Landessprachen auch gern? Oder reden wir lieber Englisch miteinander? Das sprachliche und kulturelle Kapital der Schweiz werde in den Schulen sträflich verschleudert, behauptet unsere Gastautorin.

Es ist ein schönes Bild. Im Ausland werden wir Schweizerinnen und Schweizer besonders gerne darauf angesprochen: Was für ein Glück, in einem Land aufzuwachsen, in dem die ganze Bevölkerung mühelos drei bis

*Christine D'Anna-Huber **

vier Sprachen beherrscht! Höflich wie wir sind, wollen wir unser Gegenüber nicht enttäuschen. Murksen nur ein bisschen herum, sind ein bisschen stolz und fühlen uns gleichzeitig ein bisschen schuldig dabei. Denn eigentlich wissen wir ja, dass es sich mit der mehrsprachigen Schweiz nicht ganz so ideal verhält, wie das von aussen erscheinen mag.

Sicher, die Schweiz hat vier Amtssprachen, die meisten Schweizerinnen und Schweizer sprechen aber nur eine davon – im Fall der Deutschschweizerinnen und Deutschschweizer sogar mit gewissen Vorbehalten, weil die Amtssprache nicht ihrer Umgangssprache entspricht. Darüber hinaus können sie sich schlecht und recht, so weit das Schulkennntnisse eben erlauben, in einer zweiten Landessprache verständigen.

Nebeneinander statt miteinander

Sehr oft brauchen sie es nicht zu tun. Die verschiedenen Sprachgemeinschaften in unserem Land leben meist einträchtig, nach gewissen Stimmsonntagen etwas gereizt, nebeneinander. Nicht miteinander. Und muss der Zürcher in den Militärdienst nach Bière fahren, die Genferin zu einem Kolloquium nach Zürich, dann verständigen sie sich eben

*Christine D'Anna-Huber ist freie Journalistin in Prévèrenge (VD) und perfekt mehrsprachig.

auf Englisch. So weit, so schlecht.

Offiziell steht zwar alles zum Besten. Dem Bund liegt die Sprachpolitik am Herzen. Und mit der Annahme des neuen Sprachenartikels in der Bundesverfassung im März 1996 verfügt er nun auch über die rechtliche Grundlage für die Förderung der Verständigung und des Austausches unter den Sprachgemeinschaften. Doch die hehren Absichten, auf die sich viele Politiker gern und anrührend berufen, werden im Schweizer Alltag ständig untergraben. Das Interesse an den übrigen Landessprachen verkümmert, besonders in der Deutschschweiz.

Englisch ist populär

Statt dessen schielen Schulbehörden, Eltern und Kinder immer unverhohlener nach dem Englisch: In einer Welt, die nach dem Takt der Wirtschaft tanzt, scheint es die einzige Fremdsprache mit Marktwert zu sein. Die französische und die italienischsprachige Schweiz betrachten den Trend als logische Folge einer fatalen Entwicklung. Schon den ausgiebigen Mundartgebrauch der deutschen Schweiz empfinden die Welschen und Tessiner als Kontaktverweigerung. Sie leiden darunter, dass sie in der



Die Förderung des Frühenglischunterrichts löst heftige Reaktionen aus ...

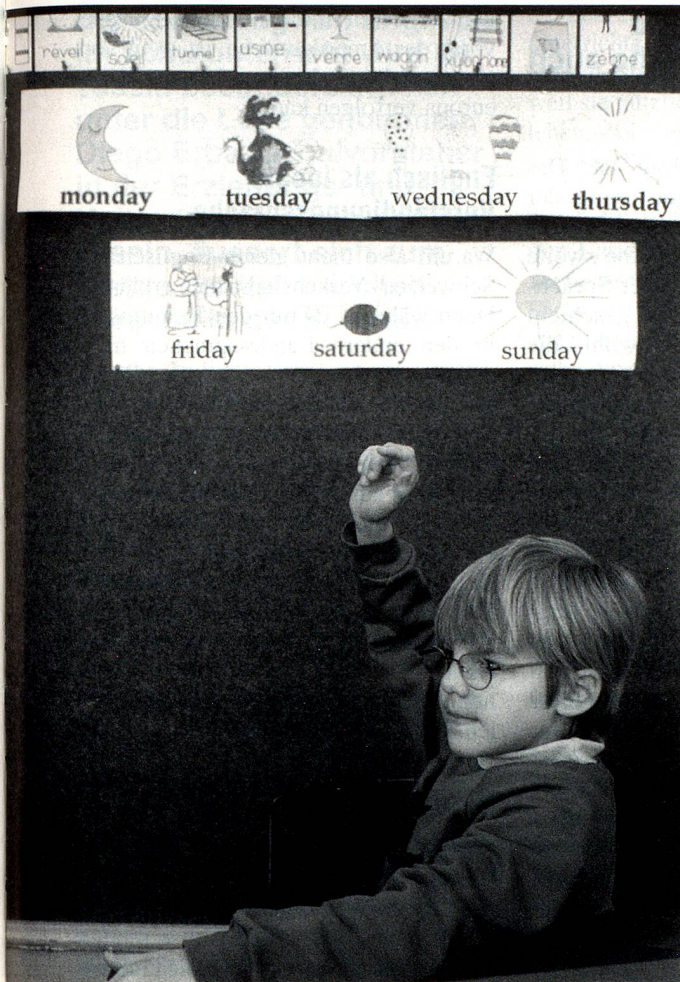
Schule die offizielle Landessprache Deutsch lernen und dann damit in Bern und Zürich gar nicht durchkommen können.

«Es gibt vier Sprachen in der Schweiz», spottet der Publizist José Ribeaud, jahrelang Zürcher Korrespondent des Westschweizer Fernsehens. «Aber nur zwei davon sind wirklich nützlich: Züridütsch und Englisch.» Die Mehrheit im Lande scheint die Werte Solidarität und Zusammenhalt zwischen den Sprachgemeinschaften mit Füßen zu treten und sich von den europäischen Nachbarn abschotten zu wollen.

Wird die Schweiz daran auseinanderbrechen? Auf politischer Ebene macht man sich Sorgen. Daher hat der Bundesrat Gesetzesprojekte zur Förderung der

(Fotos: Pierre-Antoine Grisoni / STRATES)

mer auf den Tisch



... und belegt die staatspolitische Tragweite solcher Bestrebungen.

Verständigung und des Austausches unter den Sprachgemeinschaften in Auftrag gegeben.

Die Kantone entscheiden

Vorabklärungen sind im Gang, kommen aber harziger vorwärts als geplant. Kein Wunder: An schönen Worten, guten Absichten mangelt es nicht, doch wie kann man die Lust zum Zusammenleben von oben verordnen? Kommt erschwerend dazu, dass im Bereich von Erziehung und Bildung die Kantone souverän sind.

Wie Zürich, dessen Erziehungsdirektor Ernst Buschor in seinem «Schulprojekt 21» vorschlägt, die bisher heilige Regel zu umgehen, die da will, dass alle Schweizerinnen und Schweizer als erste

Fremdsprache eine der übrigen Landessprachen erlernen. In Buschors Zürich sollen die Kinder schon ab der 1. Klasse Englisch lernen, Französisch erst fünf Jahre später. Verschiedene Innerschweizer Kantone zeigen sich von der Idee begeistert; die Empörungstürme aus der Romandie und dem Tessin nehmen sie gelassen zur Kenntnis.

Doch seien wir ehrlich. So wie die Fremdsprachen heute bei uns noch mehrheitlich unterrichtet werden, ist kaum anzunehmen, dass der Zusammenhalt der Schweiz etwas mit der Kenntnis der übrigen Landessprachen zu tun hat – das sprachliche und kulturelle Kapital der Schweiz wurde in den Schulen bisher sträflich verschleudert. Zu ähnlichen, wenn auch behutsamer formulierten

Schlüssen kommt eine Expertengruppe, die im Auftrag der Erziehungsdirektorenkonferenz (EDK) ein Gesamtsprachenkonzept ausgearbeitet hat. Der sogenannte Lüdi-Bericht soll als Antwort auf die Zürcher Pläne den Fremdsprachenunterricht in der Schweiz aufwerten und koordinieren.

Mehrsprachig unterrichten

Kinder, stellen die Experten unter der Leitung des Basler Romanistik-Professors Georges Lüdi fest, lernen je früher, desto besser. Am besten und wie nebenbei geschieht es, wenn sie ohne viel Federlesen in eine zweite Sprache eintauchen, indem diese zweite Sprache während einem Teil ihrer Schulaktivität

zur Unterrichtssprache wird. Jedes Schweizer Kind, erklärt die Kommission Lüdi, könnte sich dank verschiedener Formen des zweisprachigen Unterrichtes (Immersion) neben seiner Muttersprache zwei weitere Landessprachen sowie Englisch aneignen.

Richtiger Weg, falsche Sprache

Das Zürcher «Schulprojekt 21», das für sein Frühenglisch einen solchen Ansatz vorsieht, ist also eigentlich auf dem richtigen Weg. Nur eben mit der falschen Sprache. Denn die Schule muss, hält die EDK fest, zur Verständigung unter den Sprachregionen der Schweiz einen Beitrag leisten.

Der Europarat hat bereits 1984 erklärt, dass sprachliche Vielfalt mit kulturellem Reichtum gleichzusetzen und zu pflegen sei. Jeder Schüler in Europa soll neben seiner Muttersprache zwei weitere europäische Sprachen beherrschen.

Über den Perfektionismus stolpern

Das Ziel wird ernst genommen: In Deutschland und Frankreich, im italienischen Aosta-Tal, in England, Belgien, Spanien und Portugal gibt es Immersionsklassen. Die Schweiz ist im Rückstand. Und noch ist ungewiss, was der Lüdi-Bericht bewirken wird. Es gibt erste erfolgreiche Ansätze zur zwei- und mehrsprachigen Erziehung, etwa im Wallis, in Biel, Freiburg oder im Engadin. Sie stossen sich an einer Reihe von politischen und organisatorischen Hindernissen. Und an einem gewissen Schweizer Perfektionismus: einer zu elitären Vorstellung davon, was Mehrsprachigkeit eigentlich bedeutet.

Es geht nicht um Perfektion. Wir tendieren dazu, hat Peter Bichsel einmal bemerkt, die anderen Landessprachen mit dem Sonntagsgeschirr zu verwechseln, das nur für ganz seltene Gelegenheiten behutsam hervorgehoben wird. Statt dessen könnten wir jeden Tag damit fröhlich zusammen tafeln. Besser ab und zu Scherben als nur Staub auf dem Geschirr. ■